

Aus den schweizerischen Geistesleben

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es bedurfte nur eines Anstoßes, und die angefaulten Säulen meines Lebenstempels brachen morsch zusammen.

Nun aber soll der Schein in nichts zerfließen und übrig bleiben soll mein Sein. Ihm soll sein Recht werden, das lange mißhandelte. Und meines Lebens Sein bist Du, Maria!

Mitternacht, Silvester.

Die Glocken klingen! Sie läuten das Alte zu Grabe und grüßen das Neue. Halleluja!

Meine Arbeit ist getan. Keiner soll sagen, daß ich meinen Posten in Untreue verließ. Ich habe alles in Ordnung abgeschlossen, mein Nachfolger und mein Testamentsvollstrecker haben leichte Mühe.

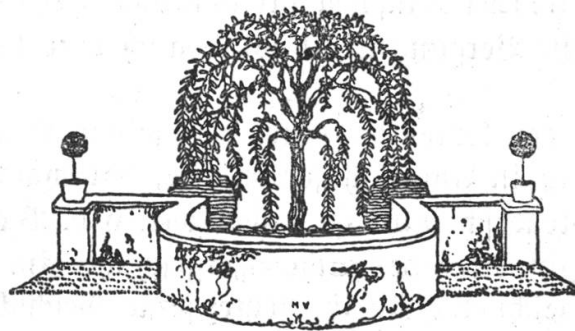
Die Flammen in meinem Kamin haben Dein Bild verglüht, Maria. Dein Leid soll nicht von schwagender Neugier betastet werden, Dein heiliger Leib nicht durch fremde Augen entweiht.

Ich will die Lampen löschen, und während die Glocken klingen, in dieser ersten keuschen Stunde eines neuen Jahres will ich Dich mir wieder erschaffen, wie Du mir einst vom Glück gegeben wurdest.

Mein Wille soll Dich bannen, daß Deine junge Schönheit vor mir ersteht und von meiner jungen Kraft bezwungen Deine weiche, leise Stimme in unserer seligen Umarmung stammelt: ich liebe Dich.

Dann bin ich entführt, dann bin ich Deiner wieder wert, Maria, und dann — dann komme ich zu Dir — für alle Ewigkeit! —

Irma Goeringer.



Aus dem welschschweizerischen Geistesleben.

Von Ed. Blaghoff-Dejeune.



ine kurze Übersicht über die geistigen Vorgänge des letzten Halbjahrs kann nur das Neue und Charakteristische berühren und sich bei den Neuerscheinungen, die im traditionellen Geleise bleiben, nicht aufhalten.

Ist es schon ein schöner Beweis für die geistige Regsamkeit unserer Welschen, daß sie zwei literarische Zeitschriften unterhalten können, von denen eine zu den ältesten der Welt gehört, so ist es noch erfreulicher, wenn eine derselben einen neuen Aufschwung genom-

men hat. Die gute alte Monatschrift *La Bibliothèque Universelle* hatte sich nach 114jähriger Existenz auf ihren Lorbeeren ausgeruht. Ihr achtzigjähriger Redaktor *Edouard Talliet*, ein belesener und fluger Autodidakt, der in politischen Fragen eine gewisse Autorität besaß, hatte nicht verhindern können, daß die vor etwa fünfzehn Jahren erreichte, ihm zu dankende Blütezeit seiner *Revue* einem bedauerlichen Niedergang Platz machte, der die Existenz der *Bibliothèque universelle* nach einer ruhmreichen und bewegten Geschichte ernstlich in Frage stellte. Er sah schließlich ein, daß die Stunde der Trennung geschlagen hatte, überließ seine Zeitschrift, deren Eigentümer er war, gegen Ausrichtung einer Lebensrente einem Konfortium, das die mühevollen aber schönen Aufgabe hat, das Unternehmen wieder in die Höhe zu bringen und der schweren Konkurrenz der geistig so beweglichen und tüchtigen Genfer *Semaine littéraire* einigermaßen zu begegnen. Noch wissen wir nicht, welches der materielle Erfolg dieses Versuchs ist; der geistige Erfolg dagegen hat nicht lange auf sich warten lassen. Unter der Redaktion des bekannten Lausanner Historikers *Edmond Rossier*, dem Männer wie Ph. Godet, Paul Seippel, Ch. Burnier, M. Muret, Ph. Bridel zur Seite standen, ist es gelungen, viele mit der Zeit abgefallene Mitarbeiter wieder zu gewinnen und neue zu werben. Das Blatt hat sein etwas faltiges und griesgrämiges Gesicht nach diesem kräftigen Trunk aus dem Jungbrunnen ziemlich verändert und neues Leben erhalten. Neben seinen vielen ausländischen Gönnern (es galt in Frankreich stets als die schweizerische Zeitschrift *par excellence*) wünschen wir ihm viele Freunde in der Heimat. Einer so glorreichen Vergangenheit sollte auch eine hoffnungsvolle Zukunft entsprechen.

Genf war in den letzten Monaten von seinen Hochschul- und Reformationsfeiern völlig in Anspruch genommen; das macht sich auch in seinen literarischen Neuerscheinungen bemerkbar. Ch. Borgeaud, wohl der angesehenste Historiker der Schweizergeschichte im welschen Westen, setzte seine Geschichte der Académie de Calvin fort, die sich beinahe zu einer Geschichte der Genfer Republik erweitert. Zum Jubiläum stellte er den die napoleonische Zeit Genfs behandelnden Abschnitt fertig, der mit zu dem Interessantesten seines groß angelegten Werkes gehört, das selbst dem Fachmann viel Neues bringt, aber in seiner ganzen breiten Anlage und stilistisch feinen Behandlung auch den historisch interessierten Laien interessieren möchte.

Geschichte treibt auch Ph. Monnier, unser feinsten Schriftsteller, der bald als grundgelehrter Historiker des italienischen Quattrocento und der Venetianer des 18. Jahrhunderts, bald als Novellist und Journalist voll schelmischer Laune und liebenswürdiger Ironie an die Öffentlichkeit tritt. Sein *Livre du Collège* (Genf, Jullien) ist eine Synthese

dieser Doppelbegabung. Nur er konnte das Buch schreiben, das die Regierung zum Jubiläum der Schule Calvins wünschte. Diese Sammlung von Dokumenten ehemaliger Schüler aus vier Jahrhunderten ist so geschickt gewählt und zusammengestellt, daß sie sowohl ein überaus lebendiges Bild der Physiognomie des Schullebens gibt, als auch den Fernerstehenden zu fesseln weiß. Die Komik ist dabei nicht zu kurz gekommen, und das lustige Buch trägt sehr deutlich den Stempel der geistigen Eigenart dessen, der es nicht geschrieben hat. Wenn man bedenkt, wie langweilig eine solche „offizielle“ Sammlung unter den Händen eines akademischen Pedanten geworden wäre und wie kurzweilig sie unter Monniers zarten Fingern geworden ist, ohne an Ernst und historischem Wert das Geringste einzubüßen, so wird man das Livre du Collège nicht minder bewundern, als die Vieilles Femmes und Jeunes Ménages, die Causeries genevoises und das Livre de Blaise des gleichen Verfassers.

Freilich, diese Reformations- und Hochschulfeiern haben auch ihre sehr ernste Seite. Sie gelten einer Vergangenheit, der schwerlich eine Zukunft blüht. Es war Zeit zu feiern, was bald nicht mehr ist. Obwohl die vielen Ehrengäste aus allen Ländern der Erde wußten, daß die Hochburg des Calvinismus eine zur Mehrheit katholische Stadt geworden ist?

Ob die Vertreter aller Universitäten der Welt sich darüber klar waren, daß unter den 1500 Studenten Genfs sich nur 20 % Schweizer befinden? Genf hat sich bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Über den Verlauf seiner konfessionellen Rückentwicklung unterrichtet uns ein wertvolles Buch von William Martin: *La Situation du Catholicisme à Genève (1815—1907)* (Panot), in so wissenschaftlich exakter und objektiver Weise, daß man der gründlichen Darstellung seine Sympathie nicht versagen kann. Die einzige Tendenz des Buches besteht darin, daß es — zum Reformationsjubiläum erschien.

Wie gut sich übrigens auf literarischem Gebiet schweizerische Katholiken und Protestanten verstehen, bezeugt ein wertvolles und umfangreiches literarhistorisches Werk des Freiburger Grafen Gonzague de Reynold, der sich einen protestantischen Pfarrer aus Montreux zum Objekt einer 600seitigen, vornehm illustrierten Biographie ausersehen hat. Le Doyen Bridel (Lausanne, G. Bridel, 8 Fr.) war ein achtbarer Literat und trefflicher Patriot, der seine Berge besang und sein größeres Vaterland mit großer Liebe zu schildern wußte. Er bildet ein interessantes Pendant zu der deutsch-schweizerischen Dichterschule des 18. Jahrhunderts. Dieses Pendant hatte Reynold zum Gegenstand einer Doktordisertation machen wollen, aber aus einem Heft von sechs oder acht Bogen sind zwei Bände von über 1000 Seiten geworden. Wir haben hier mit andern Worten eine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in der Schweiz, ein Seitenstück zu Mörikefers bekannter Monographie in fran-

jöscher Sprache und mit Einbeziehung der welschen, zeitgenössischen Literatur. Der erste Band ist ausschließlich Bridel, der zweite im Oktober erscheinende, den Bodmer, Breitinger, Geßner usw. gewidmet. Die Tendenz des Werkes der *helvétisme littéraire*, der die literarischen Erzeugnisse zweier Sprachen gemeinsam beseelende schweizerische Geist, ist ziemlich neu und keine andere Epoche war zu ihrer historischen Durchführung günstiger als unser achtzehntes Jahrhundert. Es handelt sich hier um ein auf eingehenden Quellenstudien beruhendes Geschichtswerk, das sich für den ersten Band, auf keinerlei Vorarbeiten stützen konnte und das eine wesentliche Bereicherung unserer literarischen Monographien bildet.

Auf breiterer Basis, aber in weit großzügigerer Ausführung steht eine von B. Rosset und E. Jenny geplante „Literaturgeschichte der Schweiz“ (deutsch bei A. Francke, französisch bei Payot), die uns zum erstenmal einen Gesamtüberblick über das literarische Schaffen der Schweiz, auch des Tessins und Graubündens, ermöglichen soll und besonders die neuere Zeit berücksichtigen wird. Der bescheidene Umfang von 700 Seiten in zwei Bänden, die Namen der durch verwandte Monographien längst rühmlich bekannten Herausgeber *) bürgt für ein im besten Sinne populäres und doch wissenschaftlich gründliches Werk, das uns heute, vor seinem demnächstigen Erscheinen, nur in seiner Tendenz und seinen Grundgedanken interessiert.

Während auf der einen Seite eine deutlich spürbare Annäherung zwischen der deutschen und welschen Schweiz auf geistigem Gebiete herrscht, tun sich einige junge Welsche, meist Genfer, zu einem literarischen Sonderbund zusammen, dessen Glaubensbekenntnis A. Cingrias *Causeries de la Villa du Rouet* (Genf, Eggimann) ist. Diese Ästheten legen die Grundlage zu einem neuen burgundischen Reich, das die romanische Schweiz von dem „bernischen Joch“ befreien und den savonisch-italienischen Nachbarn in die Arme führen soll. Lateinische autochthone Kultur, Kampf gegen die germanische Barbarei in der Kunst ist die Lösung. Da sich die Genfer Parnassiens selbst nicht ernst nehmen, brauchen auch wir es nicht zu tun. Aber typisch für Genfer Verhältnisse ist dieser lateinische Sonderbund denn doch: er beweist, daß die französischen Einflüsse von jenseits des Jura die Oberhand gewonnen haben und daß unser vorgeschobener Posten an der Südwestgrenze Verstärkung braucht. Die alten, treuen Genfer selbst, die andern Schweizer deutscher und welscher Zunge haben die Pflicht, schweizerisches Wesen in Genf hochzuhalten und schweizerische Eigenart zu stärken.

*) B. Rosset schrieb eine ausführliche „Literaturgeschichte der welschen Schweiz“ und eine „Geschichte der französischen Literatur außerhalb Frankreichs“; E. Jenny eine zusammenhängende Darstellung über die schweizerische Alpendichtung. (Verlag G. Grunau.)

Auch im Tessin regt sich etwas wie eine Kulturbewegung. Mit aller Energie machen unsere ennetbergischen Eidgenossen, den Übergang der Gotthardbahn an den Bund zum Anlaß nehmend, ihr gutes Recht auf die dritte Landessprache geltend. Sie tun es mit Maß und mit Geschmaçk, ohne jede irredentistische Nebenabsicht. Sie sind und bleiben von Herzen gute Schweizer, aber ihre italianità ist ihnen teuer. Aus diesem Stalienertum schweizerischer Nation erwächst langsam etwas wie eine bodenständige, heimische Kultur. Mit dem wachsenden Wohlstand, mit der langsamen Beschwichtigung der innerpolitischen Kämpfe werden die Vorbedingungen dafür geschaffen. Diese noch in den ersten Anfängen stehende Entwicklung mit Interesse zu verfolgen und sie womöglich zu fördern, ist die Pflicht aller, die über die sprachliche Getrenntheit hinaus an das Werden eines echt schweizerischen Geistes glauben. Die vor wenigen Monaten gegründete Tessiner Sektion der Società Dante Alighieri vereinigt so ziemlich die ganze Geistesaristokratie des Tessins. Weit entfernt davon, in dieser Gruppierung ein antischweizerisches Unternehmen analog dem „Burgunderreich“ in Genf zu erblicken, sehen wir in ihr nur die Betonung regionaler Eigenart und erwarten viel Gutes und Schönes von den Tessinern in künstlerischer Beziehung, damit endlich auch das dritte konstituierende Element des schweizerischen Volkes diejenige Stellung in unserem geistigen Leben einnimmt, die ihm gebührt.



Der Reichsdeutsche in der Schweiz.

Von Otto Seidl.



Während der Deutschschweizer in Reichsdeutschland als eine in Literatur und Gewerbe, Kunst und Wirtschaft freudig mitarbeitende Kraft sich bald beliebt macht und sich schnell Freunde gewinnt, während er im Reiche vielfach in gesellschaftlichen, gesundheitlichen und geistigen Bestrebungen eine opferfreudige Bahnbrecher- und Führer-Tätigkeit entfaltet, hören wir von Reichsdeutschen in der Schweiz häufig die Klage, sie vermöchten zu dem Schweizerdeutschtum kein inneres Verhältnis zu gewinnen, fühlten sich abgeschlossen und unbeliebt in einem sich abschließenden, das Gemeinsamkeits-Bewußtsein in sich tod-drückenden Volkstum. Der Reichsdeutsche erzählt wohl mit Unmut, die welschen Postbeamten in den größeren Städten der deutschen Schweiz verstünden sein Schriftdeutsch nicht. Vielfach in einem ungerechten Vorurteil gegen die Mundart erzogen, empfindet er es wie ein feindselig-